



- 3 Fokus-Thema China-Delegation in Bern
- 8 Innenbeziehungen Hat die Ortsgemeinde ausgedient?
- 12 Studien Ordensgemeinschaften in der Schweiz



INHALTSVERZEICHNIS

FOKUS-THEMA

Weltweite Stärkung der protestantischen Stimme	3
Nicht länger eine «fremde Religion»	4
«Ein grosses Potential»	6

INNENBEZIEHUNGEN

Für jeden Lebensabschnitt eine andere Kirche?	8
Registerharmonisierung: Fatale Folgen	10
Armut – kein unabwendbares Schicksal	11

STUDIEN

Nachfolge, Gehorsam, Hingabe und Liebe	12
--	----

SEK-INTERN

Wichtiger als konfessionelle Unterschiede	14
Personelle Veränderungen beim SEK	15

RATS-INFO

Standpunkt	16
Aus dem Rat	16

KÖPFE DES SEK

«Raus aus dem inneren Kreis der Kirchen, hin zu den Menschen»	18
---	----

NEWS AKTUELL

Sommer-Abgeordnetenversammlung in Liestal	20
Open Forum Davos 2004	20
Lobbying ist lernbar	21
Diakoniekonferenz SEK	21

VON TAG ZU TAG

«So einfach zu werden, ist schwer»	22
------------------------------------	----



Foto: Jos Schmid

«Aetas volat» – schnell entflieht die Zeit, wie die alten Römer bereits wussten. Und tatsächlich: Schon wieder sind drei Monate vergangen seit unserem letzten BULLE-

Liebe Leserin lieber Leser

TIN. Doch ungenutzt verstrich die Zeit für den SEK nicht; viel ist inzwischen passiert: Eine Dele-

gation der protestantischen Kirche Chinas war zu Gast beim Kirchenbund, die Ratsmitglieder besuchten geschlossen den Kirchentag in Berlin, Stellungnahmen von grosser Relevanz wurden erarbeitet, die Armutskonferenz tagte unter reger Anteilnahme des Kirchenbunds in Bern, die Abgeordnetenversammlung des SEK fand – dieses Jahr in Liestal – statt und vieles mehr.

Von all dem berichten wir Ihnen in diesem Heft.

Und mehr noch: In unserem Interview *Köpfe des SEK* stellen wir Ihnen diesmal Peter Schmid vor, der seit Beginn dieses Jahres im Rat des SEK ist. Und mit Schwester Minke, der ehemaligen Priorin der Ordensgemeinschaft Grandchamp, präsentieren wir Ihnen in der Rubrik *Von Tag zu Tag* einen Menschen, an dem sich Matthias Claudius' Diktum – «Demut ist der Grundstein des Guten» – auf beeindruckende Weise veranschaulicht. Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Ihre

Annette Mingels

www.sek-feeps.ch

IMPRESSUM

bulletin sek-feeps Offizielles Informationsorgan des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Postfach, CH-3000 Bern 23, Telefon 031 370 25 01, Fax 031 370 25 09, bulletin@sek-feeps.ch, www.sek-feeps.ch Erscheinungsweise 4-mal jährlich Auflage 6000 deutsch, 1000 französisch Redaktion Simon Weber, Annette Mingels Konzept/Gestaltung Reformierte Medien Übersetzungen Laurent Auberson, Christine Sutter Druck Stämpfli AG Autoren dieser Ausgabe Serge Fornerod, Annette Mingels, Markus Sahli, Theo Schaad, Peter Schmid, Martina Schmidt, Pierre Vonaesch

Weltweite Stärkung der protestantischen Stimme

Zwischen dem 27. April und dem 2. Mai 2003 besuchte eine offizielle Delegation des Chinesischen Christenrates (CCC) und der Drei-Selbst-Bewegung der Protestantischen Kirchen Chinas (TSPM) die Schweiz. Die Delegation folgte einer gemeinsamen Einladung des SEK und Mission 21 nach Bern und Basel. Mit Thomas Wipf sprach nach dem Besuch Serge Fornerod.

Foto: refbild/Pfander



Shengjie Cao, Präsidentin des CCC (links), und Jianhong Ji, Präsident von TSPM (rechts), mit Thomas Wipf, Ratspräsident SEK.

Bulletin: Anfang Mai war eine Delegation der chinesischen Protestanten zu Besuch. Wie beurteilen Sie rückblickend dieses Treffen?

Thomas Wipf: Sehr positiv! Es wurde deutlich, dass von beiden Seiten aus ein grosses Interesse daran besteht, die Beziehungen zwischen China und der Schweiz weiter auszubauen. Bei diesem Treffen ging es zunächst einmal darum, direkte Kontakte auf Kirchenleitungsebene zu knüpfen.

Wie nehmen Sie das Interesse der Schweizer Protestanten am chinesischen Protestantismus wahr?

Das Interesse ist durchaus da, und es mögen unterschiedliche Gründe dafür verantwortlich sein: Das reiche antike Kulturerbe, das sich in China präsentiert, die Exotik dieser fremden Kultur, und vielleicht beeindruckt die Protestanten in der Schweiz auch das immense Wachstum der Kirchen in China. Insgesamt jedoch besteht bei uns noch eine grosse Unkenntnis gegenüber der christlichen Tradition in China.

Warum möchte der SEK seine Beziehungen zum Protestantismus in China weiter entwickeln?

Generell geht es uns um eine Stärkung der protestantischen Stimme – und zwar weltweit. Die chinesischen Protestanten sind für uns nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht beeindruckend, erleben wir dort doch derzeit die Modernisierung einer grossen Kirche mit.

In welchen Punkten, glauben Sie, kann der SEK den chinesischen Protestantismus in Zukunft unterstützen?

Grosse Unterstützung wurde bereits in der Vergangenheit geleistet, insbesondere durch Projekte der Missionsgesellschaften wie Mission 21 und der Hilfswerke. Darüber hinaus wird es in Zukunft darum gehen, die gesellschaftspolitische Relevanz der Kirchen in China wie auch die theologische Ausbildung vor Ort zu fördern. In diesen Bereichen kann die chinesische Kirche viel von der Erfahrung der schweizerischen Kirche profitieren.

Inwiefern?

Nehmen Sie zum Beispiel die theologische Ausbildung: Die protestantische Kirche in China steht mitten im Wachstum und verspürt daher umso mehr das Bedürfnis nach der Gewährleistung einer theologischen Ausbildung auf hohem Niveau für ihre Pfarrer und Pfarrerin und Gemeindeverantwortlichen. In diesem Bereich können Brücken zwischen China und Europa geschlagen werden. Die Vielfalt des protestantischen theologischen Verständnisses ist von grossem Interesse für den CCC. Dies gilt gerade auch für die ethische Dimension der Theologie, die mit der wirtschaftlichen Öffnung Chinas zunehmend an Bedeutung gewinnt. Die schweizerischen Protestanten haben in diesem Bereich eine anerkannte Kompetenz in ökumenischer und internationaler Hinsicht entwickelt.

Nicht länger eine «fremde Religion»

Als Religion der Kolonialisten geächtet, während der Kulturrevolution verboten und auch danach noch kritisch beäugt, entwickelte sich der Protestantismus in China nur langsam. Über die Geschichte des chinesischen Protestantismus und seinen heutigen gesellschaftlichen Status spricht Presbyter Jianhong Ji, Präsident der Drei-Selbst-Bewegung, Shanghai.

Bulletin: Es ist nicht selbstverständlich, dass es in China protestantische Kirchen gibt. Woher kommen sie?

Jianhong Ji: Es ist nicht nur so, dass es protestantische Kirchen in China gibt, sondern diese Kirchen erleben ausserdem – insbesondere in den letzten zwanzig Jahren – ein enormes Wachstum. Weil die Menschen sehr stark von der falschen Vorstellung des Christentums als «fremder Religion» beeinflusst waren, entwickelten sich die protestantischen Kirchen vor 1949 nur sehr langsam. Zudem erlitt China 1966 eine Kulturrevolution, die zehn Jahre andauerte und die Religionsfreiheit vernichtete. Nachher verfolgten die chinesischen Führer eine andere Politik. In den Kirchen wurden wieder regelmässig Aktivitäten wahrgenommen. Immer mehr Menschen kamen, um den Kirchen unter der Führung Gottes beizutreten. Heute gibt es rund 16 Millionen Protestanten in China, was 20 mal mehr ist als 1949.

Im Bemühen, aus dem Status der Separation und Isolation herauszutreten, haben wir alle Kirchen unterschiedlicher denominationaler Herkunft Schritt für Schritt in Richtung eines gemeinsamen Gottesdienstes vereint, was bedeutet, dass wir in die post-denominationalere Aera eingetreten sind. Mit dem Aufkommen der Kirchenministerien bieten die meisten der rund 50 000 Kirchen und christlichen Treffpunkte

mehr als zehn Mal in der Woche verschiedene Arten von

Zusammenkünften an, und die Pfarrer und Kirchenmitarbeiter sind extrem beschäftigt. Dank der Unterstützung und Hilfe von United Bible Society (UBS) verfügen die chinesischen protestantischen Kirchen in Nanjing über eine eigene Druckerei. Bis 2003 wurden mehr als 30 Millionen Exemplare der Bibel dort gedruckt. Wir veröffentlichen die Bibel nicht nur in Mandarin, sondern auch in acht Minderheitensprachen wie Miao und Yi. Daneben haben wir bisher mehr als zehn Millionen Exemplare von Kommentaren, Konkordanzen etc. verteilt.

Eine eigene chinesische Religion

Um die Frage nach der Herkunft der protestantischen Kirche Chinas zu beantworten, müssen wir kurz auf ihren historischen Hintergrund schauen. Nach verschiedenen Versuchen im 7., 14. und 16. Jahrhundert konnte das Christentum im 19. Jahrhundert in China Wurzeln schlagen. 1840 hatten westliche Kolonialisten den Opium-Krieg gegen China begonnen. China wurde gezwungen, seine Tür zur Aussenwelt zu öffnen und westlichen Missionaren wurde das permanente Aufenthaltsrecht wie auch das Recht der freien Verkündigung des Evangeliums zugesichert. Die Teilnahme der Missionare am Krieg und ihre Unterschrift unter dem ungerechten Staatsvertrag machen deutlich, dass der Protestantismus mit militärischer Gewalt, Kriegsschiffen und Waffen nach China kam. Von den meisten Chinesen als eine fremde, feindliche und aggressive Religion angesehen, war es für das Christentum sehr schwer zu wachsen.

Mitte der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde die Drei-Selbst-Bewegung in den protestantischen Kirchen Chinas gegründet. Dem Anspruch der Unabhängigkeit folgend, konnte der Protestantismus in China sich vom Attribut der «fremden Religion» lösen und endlich eine eigene chinesische Religion werden, was eine gute Grundlage für die weitere Entwicklung des Protestantismus in China darstellte.

Sind die protestantischen Kirchen illegal oder zumindest nicht-registriert wegen der atheistischen und kommunistischen Ausrichtung des Staates? Wie ist die Beziehung zwischen registrierten und nicht-registrierten Kirchen?

Zu allererst möchte ich betonen, dass China kein atheistisches Land ist. Tatsächlich haben sehr viele Chinesen einen religiösen Glauben. Es gibt fünf Hauptreligionen in China: den Protestantismus, den Katholizismus, den Buddhismus, Daoismus und Islam. China ist ein Land unter der Führung der Kommunistischen Partei. Die Politik, die die Regierung betreibt, fusst nicht auf einer Ideologie – weder auf jener der Religion noch auf jener des Atheismus



Jianhong Ji (links) und Thomas Wipf (rechts) anlässlich des Besuches der chinesischen Delegation in Bern.

Foto: refbild/Pfander

igion»

–, sondern auf der Absicht, China zu einem modernen Land mit starker Wirtschaft und fortschrittlicher Demokratie zu machen. Darum verfolgt die Regierung im Bemühen, mit religiösen Menschen, Minderheitenangehörigen und Angehörigen anderer demokratischer Parteien gut zusammenzuarbeiten, ein grundsätzliches Prinzip, das umschrieben werden könnte als «Glaubentoleranz im Dienste der politischen Kooperation». Unsere Regierung hat ausserdem bestimmte Grundsätze der Religionsfreiheit erlassen. Ausser zu Zeiten der Kulturrevolution war das Christentum in China nie in einem illegalen Status. Im Gegenteil: Es untersteht dem Schutz und der Fürsorge des Staates. In China, wie in anderen Staaten der Welt auch, verlangt das Gesetz, dass alle sozialen Gemeinschaften und Institutionen registriert werden, was die Grundlage für jeden Staat ist, um die in ihm tätigen Sozialgemeinschaften zu verwalten. Es ist wahr, dass es einige organisierte religiöse Organisationen in China gibt, die im Regierungsbüro nicht registriert wurden. Soweit diese Gruppierungen jedoch nicht ein Verhalten an den Tag legen, das gegen die Gesetze verstösst, werden Vertreter der Regierungsseite weiterhin bei ihnen anfragen und darauf warten, dass sie sich registrieren lassen. Der Chinesische Kirchenrat (CCC) und die lokalen christlichen Büros helfen diesen unregistrierten Kirchen gerne. Wir möchten sie überreden, sich registrieren zu lassen; in der Zwischenzeit bieten wir Unterstützung an bei der Lösung möglicher, im Prozess der Registrierung auftretender Probleme. Ausserdem statten wir sie mit Bibeln und Gesangsbüchern aus, die sie dringend benötigen.

Wenn die protestantischen Kirchen also in der Hauptsache registriert sind, werden sie denn dann beeinflusst und kontrolliert von den chinesischen Führern – und kann in ihnen frei über alle Themen gesprochen werden?

Unserer Erfahrung nach ist es nicht die Absicht des Staates, die kirchlichen Aktivitäten zu kontrollieren. Die Regierung hat niemals beabsichtigt, sich in die internen Angelegenheiten der Kirchen einzumischen. Alle kirchlichen Aktivitäten wie Predigt, tägliche Gottesdienste und Zusammenkünfte werden von den Kirchen selbst durchgeführt. Insbesondere beim Predigen entscheiden die Pfarrer und Pfarrerinnen individuell, was und wie sie predigen wollen, je

nach der Inspiration, die sie von der Bibel bekommen. Hier gibt es keinerlei Einfluss oder Kontrolle von ausserhalb.

Auf der anderen Seite gibt es aber Kontrolle, doch geht diese weder von der Regierung noch von der Kommunistischen Partei aus, sondern von Gott und dem Heiligen Geist. Als Christen können wir nicht aufs Geratewohl predigen, sondern müssen uns an der Bibel orientieren. Wir sollten der Versammlung die Einsichten predigen, die wir vom Heiligen Geist erhalten haben.

Ich kann hier nach bestem Gewissen sagen, dass alle verantwortlichen Prediger in den chinesischen Kirchen ihre eigene Meinung in der Diskussion wie auch im Gottesdienst frei äussern können. Vielleicht gelangen sie nicht gleich zu einem allgemeinen Einverständnis, aber nach einiger Diskussion werden sie mit den anderen am Ende übereinstimmen. Es ist ein sehr natürlicher Prozess, der – wie ich glaube – nicht als eine Art von Kontrolle bezeichnet werden kann.

Das Interview führte Serge Fornerod.

Was ist eigentlich ... Erneuerungstheologie?

Im Kontakt mit den chinesischen Protestanten kommt seit einiger Zeit immer wieder die Rede von der «Rekonstruktion» oder «Erneuerung des theologischen Denkens» auf. Positiv geht es dabei um die Schaffung einer Theologie, die Antworten auf praktische, ethische und soziale Herausforderungen Chinas zu geben vermag und die darüber hinaus auch erstmals einen systematischen Anlauf zu kontextuellem Theologisieren bezeichnet.

Negativ bezeichnet der Begriff der Erneuerungstheologie die Opposition gegen einen weit verbreiteten Glauben, der das Wesentliche im Jenseits ansiedelt und aus dieser Glaubenshaltung heraus jedes gesellschaftlich-soziale Engagement, jede Aktion der Nächstenliebe als überflüssig oder unwichtig betrachtet.

«Ein grosses Potential»

Mehr als fünfzehn Jahre arbeitete der aus Basel stammende Pfarrer und Psychologe Christoph Waldmeier in Hongkong. Als Mitarbeiter von Mission 21 und China-beauftragter des SEK konnte er in den vergangenen Jahren verschiedene Projekte mit Provinzkirchen und theologischen Seminarien in der Volksrepublik realisieren. Seit Anfang Juli arbeitet Christoph Waldmeier nun im Bereich Aussenbeziehungen in der Berner Geschäftsstelle des SEK.

Bulletin: Wie sah Ihre Arbeit als protestantischer Theologe in Hongkong aus?

Christoph Waldmeier: Sehr vielfältig. Ich durfte die Erfahrung eines Landpfarramtes, dann der grossstädtischen Industriemission, kurz auch der Spitalseelsorge machen. Dazu kamen die eigentlich nie ganz abgeschlossenen Sprach- und Kulturstudien. Hauptsächlich war ich aber ab 1994 Pfarrer an der Chinesischen Universität von Hongkong. Die Einzelseelsorge war dabei einer meiner Schwerpunkte. Grundsätzlich hatte meine Arbeit vor allem interkulturelle, ökumenische und interreligiöse Inhalte.

Daneben gab es aber auch noch seit 1994 die Arbeit in der Volksrepublik China. Hier ging es zunächst um den Aufbau von Beziehungen zu chinesischen Protestanten, die ja aus politischen und historischen Gründen erst seit rund 20 Jahren wieder langsam angelaufen sind.

Was waren damals, 1987, Ihre Beweggründe, in Hongkong zu arbeiten? Was faszinierte Sie daran?

Ich wollte raus aus dem «goldenen Käfig Schweiz», eine ganz andere Kultur kennen lernen. Ausserdem wollte ich einmal eine richtige Grossstadt erleben. Es hätte auch Mexico City oder Lagos sein können, doch Hongkong bot sich damals konkret an. Wie umfassend anders die chinesische Kultur und wie schwierig etwa ihre Sprache ist, habe ich allerdings erst im Laufe der Zeit begriffen.

Was haben Sie theologisch dort dazu gelernt?

Als sehr wichtig erachte ich den Grundsatz: «Praxis vor Theorie – und nicht umgekehrt.» Die oft gehörte Meinung, dass die Chinesen die Praxis gegenüber der Theorie stärker gewichten, habe ich in meinen alltäglichen Begegnungen

bestätigt erhalten. Was die Chinesen interessiert, ist ganz wesentlich die Frage, wie man das, was man tun will, tatsächlich auch tun kann. Für viele Westler erscheinen die Chinesen deshalb als machtorientiert, zweckbezogen und materialistisch. Das Wort im Kantonesischen, das Intelligenz oder grosses Wissen, auch Geschicklichkeit bedeutet, meint eindeutig die in der Praxis angewandte und bewährte Intelligenz. Gerade auch in den Wissenschaften ist dies spürbar: Was hier interessiert, ist die Anwendung, nicht so sehr die dahinter liegenden Gründe und Theorien.

Auch für die Theologie gilt diese Tendenz. Wohl nicht zuletzt darum trifft man hier oft auf eine grosse Vorliebe fürs Alte Testament, vor allem für die Weisheitsliteratur und deren weit reichende Relevanz für das alltägliche Leben. Die Überwindung des Theorie-Praxis-Problems in der westlichen Theologie begann mich mehr und mehr – gerade auch im chinesisch-westlichen Vergleich – zu interessieren.

«Praxis vor Theorie, nicht umgekehrt.»

Wenn Sie den Protestantismus im Alltag der Schweiz und Chinas vergleichen – was sind für Sie die drei, vier wesentlichsten Unterschiede?

Erstens: Der enorme Zuwachs an Mitgliedern in den Kirchen Chinas. Manche Gemeinden müssen zwei bis drei Sonntagsgottesdienste veranstalten, um allen Interessierten die Möglichkeit zum Gottesdienst bieten zu können. Zweitens: In der Schweiz wird Laien- oder Freiwilligenarbeit gross geschrieben. Aber in China noch mehr. In den chinesischen Kirchen gibt es so wenige ausgebildete Theologen und Theologinnen, dass sie unmöglich ohne Freiwilligenarbeit auskämen. Drittens: Die Chinesen sind v. a. «Grup-



Nach 15 Jahren in Hongkong kehrte Christoph Waldmeier nun in die Schweiz zurück.

Foto: refbild/Pfander

pentierchen»: Treffen sich ein paar Jugendliche in der Kirche, muss kein Gruppengeist geschaffen werden, der ist von selbst da. Die Kirche funktioniert in einer sich rasant verändernden Gesellschaft ganz klar als Grossfamilie und als eine Art Ersatz für den Klan, der in der traditionellen Gesellschaft eine zentrale Bedeutung hatte. Individualismus wird klein geschrieben. Und schliesslich: Die meisten Protestanten, insbesondere jene, die auf dem Lande wohnen, sind im Vergleich zu unseren «Mainline»-Kirchen eher evangelikal und theologisch wie politisch konservativ eingestellt.

In den letzten 15 Jahren hat sich die Religionspolitik Chinas sehr verändert. Wie schätzen Sie die heutige Situation ein?

Teilweise ist die Menschenrechtssituation in China nach wie vor bedrückend. Die in der Verfassung garantierte Religionsfreiheit wird zwar an manchen Orten durchgesetzt, daneben aber oft auch verletzt. Allgemein kann man sagen, dass Religion, so sie nicht als Gefährdung der Staatsmacht gilt, geschützt, vielerorts sogar gefördert wird. Es wird von der Religion erwartet, dass sie einen positiven Beitrag zur sozialpolitischen Entwicklung des Landes leistet und dass sie sich patriotisch verhält.

Welche Akzeptanz erfährt der chinesische Protestantismus bei der nicht-protestantischen Bevölkerung Chinas?

Auch wenn die im CCC organisierten Christen mit ihren (geschätzten) ca. 20 Mio. Mitgliedern für uns und die ökumenische Gemeinschaft eine enorm grosse Partnerin bedeuten, so liegt ihr Anteil an der chinesischen Gesamtbevölkerung nur bei etwa 1,5%. Akzeptanz oder Nichtakzeptanz zeigen sich also entsprechend deutlich. Dort, wo

sich die Christen über Jahre hinweg auch gesellschaftlich engagiert haben, erfahren sie gute Akzeptanz. Es gibt Lokalbehörden, die bei gewissen Sozialprojekten die Zusammenarbeit mit den örtlichen Christenräten gerne suchen. Im Laufe der Jahre konnte das althergebrachte Bild vom Christentum als fremder und kolonialer Religion beträchtlich korrigiert werden.

Anfang Mai empfing der SEK eine chinesische Delegation in Bern. Wie sieht Ihre Bilanz dieses Treffens aus?

Die Bilanz ist sehr positiv. Zum ersten Mal hat sich eine offizielle Delegation von CCC/TSPM zu uns in die Schweiz begeben. Wir sind damit eine der ersten Schwesterkirchen, die die Chinesen nach den Gesamterneuerungswahlen vom letzten Jahr besuchen. Dies zeigt die grosse Bedeutung, die sie den Beziehungen zu den Protestanten in der Schweiz beimessen. Beide Seiten haben die Verstärkung und den Ausbau der direkten Beziehungen zwischen dem SEK und dem CCC beschlossen. Zu den wichtigsten neu vereinbarten Punkten gehört auf deutlichen Wunsch der Chinesen das Prinzip der «Points of Entry», nach dem die beiden Schwesterkirchen den Globalrahmen aller Projekte, die zwischen Protestanten in beiden Kirchen aufgebaut werden, miteinander absprechen. Ein weiterer von den Chinesen erbetener Punkt sind die Direktbeziehungen. Danach sollen die Kirchen sich selbst vertreten, und nicht via ein Mandat an eine andere Organisation. Insgesamt zeichnete sich ein grosses Potential an Kooperationsmöglichkeiten ab; vor allem im Bereich der theologischen Ausbildung, der Entwicklung von angewandter christlicher Ethik wie auch möglicher Sozialprojekte.

Das Interview führten Serge Fornerod und Annette Mingels.

Fotos: refbild/Pfander



eine a

Abendmahl für Männer, Gottesdienst für Jugendliche – zunehmend berücksichtigt die Kirche die Interessen ihrer Mitglieder.

Hat die klassische Ortsgemeinde ausgedient? Sollte es statt ihrer Gesinnungs-, Funktional- oder Personalgemeinden geben? Oder sollte die Möglichkeit bestehen, sich seine Kirchengemeinde selbst zu wählen? In den letzten Jahren haben verschiedene Mitgliedkirchen des SEK ihre Kirchenverfassungen einer Revision unterzogen – und dabei auch über neue Gemeindeformen nachgedacht.

Markus Sahli

In den meisten Kirchen ist die Welt noch in Ordnung. Dies zumindest kann als Fazit der Konferenz der Kirchenleitungen vom vergangenen Mai gelten, an der die Präsidentinnen und Präsidenten der Synodal- und Kirchenräte die neuesten Entwicklungen in ihren Kirchen mit dem Rat des SEK berieten. Nach wie vor ist demnach die traditionelle Ortsgemeinde das tragende Element kirchlicher Lebensordnung. Folgt die Ortsgemeinde zum einen der reformatorischen Überzeugung, dass «wahre Kirche dort ist, wo das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente ordnungsgemäss verwaltet werden» (Augsburger Bekenntnisse, Art. 7), entspricht sie zugleich den schweizerischen Strukturen, innerhalb derer der Aufbau des Gemeinwesens von der autonomen Gemeinde her geschieht. Das territoriale Gemeinde- und Kirchenverständnis ist somit theologisch begründet und in den Kontext des gewachsenen politischen Gemeinwesens der Schweiz eingebettet.

In Bewegung geraten

Die Synodeberatungen um neuere Kirchenverfassungen und Kirchenordnungen wie auch die verschiedenen Leitbildprozesse in den Kirchen machen jedoch deutlich, dass die einstmalig unumstrittene Position der Kirchengemeinde als alleiniges Ordnungsprinzip in Bewegung geraten ist. Dazu

beitragen haben gleichermassen die Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Kirchenglieder (Individualität und Mobilität), die Suche nach Anknüpfungspunkten für Glaubensfragen im Leben moderner Menschen und das Streben nach optimaler Wirkung im personellen und finanziellen Ressourceneinsatz. Dabei wird die territoriale Kirchengemeinde als Einheit von Institution und Lebensraum in Frage gestellt. Nicht länger scheint für jeden Lebensabschnitt, jede Lebenssituation die gleiche Kirche tauglich.

Beispiel 1: Die Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons Neuenburg

Im Rahmen eines Organisationsentwicklungsprozesses unter dem Namen EREN 2003 wurden die 52 bisherigen Kirchengemeinden der Neuenburger Kirche in zwölf neue Kirchengemeinden zusammengeführt. Jede dieser zwölf neuen Kirchengemeinden wurde in eine unterschiedliche Anzahl von «lieux de vie» (Lebensorte) unterteilt. Die Lebensorte, territorial identisch mit den früheren Kirchengemeinden, sollen sich nunmehr ganz der Gestaltung des kirchlichen Lebens widmen und sind von administrativen Angelegenheiten entlastet. Um die Zusammenarbeit und den Austausch unter den Lebensorten einer Kirchengemeinde zu fördern, werden sogenannte «centres d'activité» (Arbeitskreise) gebildet. Themen der Arbeitskreise können z. B. sein: Gottesdienst und geistliches Leben, Religionsunter-

Für jeden Lebensabschnitt andere Kirche?

richt und Jugendarbeit, Liegenschaften, Mission und Entwicklungszusammenarbeit. Jeder Arbeitskreis steht unter der Leitung eines Mitglieds des Kirchgemeinderates. Mit den «centres d'activité» nimmt die Neuenburger Kirche den Wunsch auf, dass sich Gemeindeglieder mit denselben Interessen zusammenschliessen und dennoch in den Dienst der ganzen Kirche stellen können.

Beispiel 2: Evangelisch-reformierte Landeskirche beider Appenzell

Die Kirchenverfassung, beschlossen an der Urnenabstimmung vom 26. November 2000, geht grundsätzlich vom Prinzip der Ortsgemeinde aus. Die Kirchenmitglieder können aber durch schriftliche Erklärung die Kirchgemeinde, zu der sie gehören wollen, frei wählen. Ausgeschlossen ist nur der Wechsel von einer Kirchgemeinde des Halbkantons Innerrhoden in eine Kirchgemeinde des Halbkantons Ausserrhoden. Die Kirchenordnung hält jedoch ausdrücklich fest, dass «kantonsüberschreitende Mitgliedschaft möglich ist, sofern auch die benachbarten Landeskirchen ihre Grenzen öffnen». Ein Wechsel der Kirchgemeinde darf innerhalb eines Kalenderjahres nur einmal erfolgen. Die Kirchensteuerpflicht ist nicht mehr automatisch an den Wohnort gebunden, sondern an die Mitgliedschaft in der Kirchgemeinde.

Beispiel 3: Evangelisch-Reformierte Kirche des Kantons Schaffhausen

Die neue Kirchenverfassung will am wesentlichen Strukturelement der Kirchgemeinde festhalten und deren Zusammenarbeit fördern. Gleichzeitig jedoch, so hält die neue Kirchenverfassung fest, «müssen die kirchlichen Strukturen durchlässiger werden. Die zunehmende Individualisierung, die Mobilität, die Inanspruchnahme grosser Freiheiten lassen eine Fixierung der Kirchenmitgliedschaft auf die Ortskirchgemeinde fraglich erscheinen.» Zwei neue Wahlmöglichkeiten sieht die Verfassung darum vor: die Wahlkirchgemeinde und die Kirchcorporation. Jedes Mitglied der Kirchgemeinde solle auf diese Weise «Verantwortung übernehmen können und Leistungen erwarten dürfen», es solle «sich zu Hause» fühlen, sei es «in einer Kirchgemeinde mit einem besonderen theologischen Profil oder in einer Gemeinde, welche besondere Interessen wie

die Pflege einer Fremdsprache (Eglise française, Chiesa Valdese) vertritt». Damit keine Kirchgemeindefwechsel aus finanziellen Gründen erfolgen, gilt für Wahlkirchgemeindeglieder immer der höhere Steuerfuss. Die Kirchcorporation ist der Zusammenschluss von Mitgliedern verschiedener Kirchgemeinden mit einem gemeinsamen Anliegen (Gesinnungsgemeinde).

Elemente einer gemeinsamen Sicht

Drei wesentliche Aspekte lassen sich aus der Diskussion unter den Präsidentinnen und Präsidenten der Synodal- und Kirchenräte erschliessen. Zunächst einmal ist die Ortskirchgemeinde aller Erwartung nach auch in Zukunft das grundlegende Strukturelement der sich im Dienst der ganzen Gesellschaft verstehenden Kirche. Sie bietet organisatorische Stabilität und verfügt über eine hohe Integrationskraft. Durch ihre Verbundenheit mit der landeskirchlichen Synode, dem SEK und den ökumenischen Zusammenschlüssen hat sie Teil an der Einheit des Leibes Christi (Katholizität).

Mit dem Strukturelement der Ortskirchgemeinde allein können jedoch viele Menschen, die für das Evangelium oder kirchliche Mitarbeit offen

wären, nicht mehr erreicht werden. Deshalb braucht es zusätzlich zu den öffentlich-rechtlichen Kirchgemeinden ergänzende *Räume* für kirchliches Leben. Diese sollten von den Kirchgemeinden ermöglicht und mitfinanziert werden. Eine kirchenrechtliche Formalisierung ist aber nicht in jedem Fall sinnvoll, denn diese Räume entspringen oft einem spezifischen befristeten Bedürfnis, sind mit bestimmten Personen verbunden und sollten ihre Flexibilität erhalten können.

Dem Umstand, dass sich oftmals nur grosse Kirchgemeinden Angebote leisten können, die über das sogenannte «Normale» hinausgehen, müsste mit einer verstärkten Zusammenarbeit der Ortsgemeinden entgegengewirkt werden. Die «ergänzenden Räume kirchlichen Lebens» könnten so gegebenenfalls solidarisch finanziert werden.

Verantwortung übernehmen in der Kirche

Literatur zum Thema: Matthias Krieg, Hans-Jürgen Luibl (Hrg.), *Was macht eine Kirchgemeinde aus? Territorialgemeinde – Funktionalgemeinde – Gesinnungsgemeinde*, Pano-Verlag Zürich, 1998. Hinweise für Internet-Links: www.erenet.ch, www.ref-arai.ch, www.ref-sh.ch, www.zh.ref.ch

Pfr. Markus Sahli ist Leiter Innenbeziehungen des SEK.

Registerharmonisierung: Fatale Folgen

Das eidgenössische Departement des Innern hat den Entwurf des Bundesgesetzes über die Harmonisierung der Einwohnerregister in Vernehmlassung geschickt. Geplant ist, dass das Merkmal der Religionszugehörigkeit nicht mehr in den amtlichen Registern auftauchen soll. Dies jedoch – so sind sich die Vertreter der verschiedenen Religionen einig – hätte fatale Folgen.

Markus Sahli

Es war eine konzertierte Aktion gewesen: Einhellig verlangten die Schweizer Bischofskonferenz, die Römisch-Katholische Zentralkonferenz, die Christkatholische Kirche der Schweiz, der Schweizerische Israelitische Gemeindebund und der Schweizerische Evangelische Kirchenbund in ihrer Stellungnahme zum Entwurf des Bundesgesetzes, dass das Merkmal der Religionszugehörigkeit weiterhin zwingend zum minimalen Inhalt der kommunalen und kantonalen Einwohnerregister gehört. Die Zuständigkeit für die Regelung des Verhältnisses zu den Kirchen und Religionsgemeinschaften dürfe nicht durch ein «Statistikgesetz» ausgehöhlt werden.

Vereinheitlichung

Dabei nimmt sich das Anliegen des Gesetzentwurfes zunächst durchaus sinnvoll aus, geht es doch darum, die Vereinheitlichung der Vorschriften über die Führung amtlicher Register zu erlassen und auf diese Weise zu vergleichbaren Daten zu gelangen. Ein detaillierter Katalog der benötigten Merkmale und Identifikatoren soll für alle Ebenen der Verwaltung verbindlich werden. Damit würde bei Zu- oder Wegzug einer Person der automatische Datenaustausch zwischen Gemeinden bzw. Kantonen möglich.

Im Entwurf des Gesetzes wird jedoch auch vorgeschlagen, die Zugehörigkeit zu einer öffentlich-rechtlich anerkannten Landeskirche oder Religionsgemeinschaft im Gegensatz zu den meisten kantonalen Regelungen nicht in den Katalog der minimalen Inhalte aufzunehmen. Begründet wird diese Haltung in erster Linie mit dem Argument des Datenschutzes.

Konsequenzen

Was aber hat diese Streichung für Konsequenzen? Nach der Einführung des elektronischen Datenaustauschs müsste sich im konkreten Fall jeder Bürger, jede Bürgerin bei Zu-

oder Wegzug allein wegen der Zugehörigkeit zu einer öffentlich-rechtlichen Landeskirche oder Religionsgemeinschaft persönlich bei der Einwohnerkontrolle melden und diese registrieren lassen. Es ist unschwer vorstellbar, dass dies in der Praxis zu einer Vielzahl von meist ungewollten, sogenannten «stillen Kirchaustritten» führen würde.

Zudem ist davon auszugehen, dass der Verzicht auf die Erhebung der Konfessions- oder Religionszugehörigkeit durch das Bundesgesetz eine gewisse Signalwirkung hätte. Wenn auf Bundesebene das Merkmal der Religionszugehörigkeit nicht erfasst wird, besteht längerfristig die Gefahr,

Es käme zu «stillen Kirchaustritten»

dass auf kantonalen Ebene die Einwohnerkontrollgesetze im

Sinne des Bundesgesetzes angepasst werden.

Im öffentlichen Interesse

Der Staat und die öffentlichen Religionsgemeinschaften haben jedoch ein gemeinsames Interesse an der zuverlässigen Erhebung der Religionszugehörigkeit. Sind zunächst einmal Bund und Kantone auf verlässliche Informationen über die quantitative Verbreitung von Kirchen und Religionsgemeinschaften angewiesen, um die vielfältigen Kooperationen – sei es im Bereich der Seelsorge, der Integrationsprojekte, der Gesetzgebungsverfahren – planen zu können, haben auch die steuerlich finanzierten Kirchen ein eminentes Interesse an der Erhebung der Daten: Damit sie die ihnen obliegenden Aufgaben weiterhin wahrnehmen können, bedürfen sie der Erfassung der Konfessionszugehörigkeit. Die Aufnahme des Merkmals der Religionszugehörigkeit in den minimalen Merkmalskatalog hätte zudem den Vorteil, dass die Angehörigen der christkatholischen Kirche oder der jüdischen Gemeinden auch in jenen Kantonen erfasst würden, wo sie historisch nicht verankert oder öffentlich-rechtlich anerkannt sind. In einer mobilen und religiös vielfältigen Gesellschaft gewinnen solche Möglichkeiten zunehmend an Bedeutung.

Armut – kein unabwendbares Schicksal

Am 23. Mai 2003 fand im Kursaal Bern unter der Schirmherrschaft des Bundesamts für Sozialversicherung (BSV) die erste Nationale Armutstagung statt. Mehr als 150 Teilnehmer aus Forschung, Politik, Sozialwesen und Kirche kamen zusammen, um über das Problem der Armut in den Industrieländern zu diskutieren. Der prominenteste Gast des Tages war Bundespräsident Pascal Couchepin, Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Inneren.

Hielt eine umstrittene Rede:
Pascal Couchepin.



Foto: Annette Mingels

Martina Schmidt

Ziel der Zusammenkunft war es, die Hauptfaktoren der Armut zu identifizieren und wirksame Massnahmen zur Armutsbekämpfung zu entwickeln. Im Durchschnitt leben 11% der Bevölkerung in den Ländern der OECD an der Armutsgrenze. 30% der in Armut lebenden Kinder stammen aus Familien mit nur einem Elternteil. Diese Zahl sinkt deutlich, wenn jenes Elternteil die Möglichkeit hat, erwerbstätig zu sein. Ein grösseres Problem als die familiäre Situation ist also die Arbeitslosigkeit. Doch auch wer Arbeit hat, ist vor Armut nicht unbedingt gefeit: Was die Schweiz betrifft, so drohen sieben bis acht Prozent der aktiven Bevölkerung in die Gruppe der «working poor» abzusinken.

Soziale Ausgrenzung

Dass die Folgen der Armut nicht nur unter finanziellem Aspekt, sondern auch unter dem Gesichtspunkt der «sozialen Ausgrenzung» betrachtet werden müssen, scheint der Hand zu liegen. «Eine Kindheit ohne Kinobesuche, ohne Spiele und ohne Entfaltungsmöglichkeiten stürzt Jugendliche in einen Teufelskreis, aus dem sie bis zum Erwachsenenalter nicht mehr herauskommen», bestätigt Michel Valter, stellvertretender Direktor des BSV.

Dank eines funktionierenden Sozialversicherungssystems existiert die soziale Ausgrenzung in der Schweiz jedoch gar nicht, will man den Aussagen Pascal Couchepins Glauben schenken. Der von ihm ausgeführte Gedanke, man könne sowohl «Opfer wie auch Verursacher der Armut» sein, stiess zum Teil auf Verblüffung und Unverständnis.

Die materielle Unsicherheit der Familien ist nach den Worten des Genfer Soziologen Franz Schultheis etwas quasi «Vererbbares», weil es schwer ist, aus dem eigenen Milieu auszusteigen. Nur durch die Bereitstellung der notwendigen Ressourcen, durch den Zugang zu schulischer Bildung und kulturellem Wissen könne dieser soziale Determinismus durchbrochen werden. «Familienarmut ist kein unabwendbares Schicksal», bestätigte in diesem Sinne auch Jean Blanchard, westschweizerischer Sekretär des Mouvement Populaire des Familles (MPF).

Konkrete Forderungen

Die landesweite Einführung eines Systems der Familienzulagen für Familien mit niedrigem Einkommen, eine besser abgestimmte Arbeits- und Sozialversicherungspolitik, die Berücksichtigung neuer Armutskonzepte – dies waren nur einige der konkreten Vorschläge, die auf der Tagung diskutiert wurden. Damit diese Ideen auf fruchtbaren Boden fallen, adressierte die Bewegung ATD Vierte Welt, unterstützt von der Kopenhagengruppe, an den Bundesrat die Forderung nach der *Entwicklung eines nationalen Plans zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung*. Armut – so hat die Tagung gezeigt – ist ein multidimensionales Phänomen, dass nur dann bewältigt werden kann, wenn alle Akteure der Gesellschaft ihre Kräfte vereinen und auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten: es den Betroffenen zu ermöglichen, sich aus der Spirale der Armut zu befreien, indem sie ihre eigenen Ressourcen mobilisieren und ein würdiges Leben führen können.

Dr. Martina Schmidt ist die Beauftragte des SEK für Diakonie und soziale Fragen.

Nachfolge, Gehorsam Hing



Schwestern des
Diakonissenhauses Riehen.

Foto: zvg

Ordensleben – gibt es das im evangelischen Raum überhaupt? Ist das nicht eine typisch katholische Tradition? Während lange Zeit die Kirchgemeinden als einzige Orte protestantischen Lebens galten, wird heute anerkannt, dass es neben der Gemeinde auch andere «kirchliche Orte» gibt. Ein nun erscheinendes Buch zeigt einige dieser Orte – und bietet zum Teil überraschende Informationen.

Pierre Vonaesch

Protestantische Kommunitäten – am ehesten denkt man da wohl an die Diakonissengemeinschaften, die man fast immer in Verbindung mit Spitälern und Krankenpflege bringt. Und in der Tat gab und gibt es, bedingt durch den Gründungsauftrag, eine ganze Reihe von Spitälern, in denen Diakonissen die Hauptlast der Krankenpflege tragen.

Die Frage, inwiefern Unterschiede etwa zu Nonnen bestehen und ob diese Unterschiede grundsätzlicher Natur sind, trat dabei in den Hintergrund. So ist fast unbekannt, dass es im evangelischen Raum nicht nur Gemeinschaften von Frauen, sondern auch solche von Männern gibt, und dass in neuester Zeit noch ganz andere Formen gemeinschaftlichen Lebens entstanden sind.

Eine kleine Herausgebergruppe hat sich daran gemacht, im Auftrag des SEK und im Sinne seines Bewusstseins «zu einer evangelischen Kirche zu gehören», ein illustriertes Buch zu veröffentlichen. Indem *Evangelische Ordensgemeinschaften in der Schweiz* – so der Titel – vorgestellt werden, soll ein wichtiger Aspekt der Vielgestaltigkeit des schweizerischen Protestantismus erstmals grössere Beachtung erfahren. Mit grundsätzlichen Überlegungen und mit konkreten Nachforschungen wollen die Herausgeber die Aufmerksamkeit auf die evangelischen Ordensgemeinschaften lenken, damit diese selbst, ihre Geschichte, aber auch die Beweggründe, in einer solchen Gemeinschaft zu

leben, insbesondere im Raum der evangelischen Kirchen bewusster wahrgenommen werden.

Evangelische Räte

Wussten Sie zum Beispiel, dass alleine in der Schweiz 16 evangelische Gemeinschaften leben und wirken? Und wussten Sie, dass diese Gemeinschaften die klassischen «Evangelischen Räte» befolgen? Dreierlei

verspricht, wer sich endgültig in die Gemeinschaft aufnehmen lässt: ein Leben der Ehelosigkeit, der mate-

riellen Anspruchslosigkeit und des mündigen Gehorsams. Bei diesen Versprechen – «Evangelische Räte» genannt – handelt es sich um Ratschläge aus dem Evangelium. Sie betreffen die zentralsten Bereiche des Menschseins: die Beziehungsebene, die Sexualität; das Verhältnis zu den Dingen, zu Besitz und Geld; das Selbstbestimmungsrecht und den Umgang mit Macht. «Die Evangelischen Räte», weiss Schwester Karin Müller, «sind in jeder Generation, und heute besonders, brisant. Wer sie lebt, wird aber immer mehr erfahren, dass sie nicht nur Einengung sind, sondern den Menschen in immer grössere Freiheit führen.»

Diakonie: Nicht immer Krankenpflege

Wussten Sie, dass das mit Diakonissengemeinschaften gekoppelte Bild der Spitälern und der Krankenpflege an sich nicht das Eigentliche im Selbstverständnis der Gemeinschaften spiegelt? «Die Mitte einer Kommunität bildet keine noch so nützliche Aufgabe oder noch so tüchtige Person», sagt dazu Schwester Doris Kellerhals, Oberin der

Ehelosigkeit, Armut, Gehorsam

abe und Liebe

Schwesterngemeinschaft Diakonissenhaus Riehen. Zentral sei allein «der lebendig wirkende Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden ist. Alle Glieder der Kommunität stehen in einem persönlichen Verhältnis zu ihm, biblisch ausgedrückt im Verhältnis der Nachfolge, des Gehorsams, der Hingabe, der Liebe.» So geschah es in jüngerer Zeit vermehrt, dass Diakonissengemeinschaften ihr Selbstverständnis neu definierten, sich von ihren Spitälern trennten und pionierhaft andere Aufgaben übernahmen.

Widerstand gegen den Unglauben

Wussten Sie, dass Orden oft auch als Gegenbewegungen zu einem nicht-christlichen Umfeld und darum insbesondere dann entstanden, wenn es schwieriger wurde, die Werte des Evangeliums im Rahmen der christlichen Gemeinde pointiert zu leben? «Orden suchten den Weg zurück zum Evangelium, zurück zur bruderschaftlichen Gemeinde der Apostelgeschichte», erklärt Doris Kellerhals. «Alle Erneuerungsbewegungen innerhalb des Ordenswesens – seien es zum Beispiel die benediktinischen oder franziskanischen – knüpften an den Grundsätzen des Wortes Gottes an. Sie begannen diese zeichenhaft und als lebendigen Aufruf für alle, in neuer Radikalität und Eindeutigkeit zu leben.» Gerade heute, in einer Zeit des «anything goes», gewinnen Ordensgemeinschaften damit eine grosse Bedeutung: Dem fast beliebigen Individualismus setzen sie die Radikalität des Evangeliums entgegen. Bei aller Unterschiedlichkeit der Kommunitäten geht es hier darum, das Evangelium Gestalt gewinnen zu lassen, es inmitten der Wirklichkeit zu leben. Für die reformierten Kirchen sind deshalb die Ordensgemeinschaften nach den Worten des Kirchenratspräsidenten Ruedi Reich, «ein unentbehrlicher Bezugspunkt». Immer gehe es in ihnen «um das Leben und die Tat», nie aber einfach um die «soziale Nützlichkeit» der Kirche: «Im verbindlichen Glauben und Leben ist für sie Kirche als Leib Christi präsent. In dieser Erfahrung sind Sammlung und Sendung zwei Grundbewegungen, die sich gegenseitig bedingen. Die Sendung hinein in die Welt ist nur möglich durch die Sammlung um Christus und sein Wort; dieses wiederum sendet Christinnen und Christen in die Welt. In ihr darf die Kirche aber nicht aufgehen oder gar untergehen.» So gesehen seien Ordensgemeinschaften für ein volkskirchlich geprägtes Konzept christlicher Existenz unverzichtbar: «Zu Recht fordern evangelische Ordensgemeinschaften von den Kirchen darum Anerkennung und auch Freiraum für die eigene Gestaltung und das eigene Profil.»

Geschichte und Profil

Das Buch *Evangelische Ordensgemeinschaften in der Schweiz* umfasst neben dem Geleitwort der Herausgebenden, dem Vorwort des Ratspräsidenten Thomas Wipf, den knappen Einführungstexten sowie den Plädoyers der Mitglieder der Kirchen- und Synodalräte einen grossen Hauptteil, in dem sich die Gemeinschaften nach einem einheitlichen Schema mit Texten und Fotos selbst vorstellen. Ziel war es, die Entstehung, die Geschichte und das Profil der Gemeinschaften darzulegen und über ihre Mitgliederzahl und Verbreitung, über ihre Erreichbarkeit und die vielfältige Palette der Angebote zu informieren.

Das Buch erscheint im Juli/August 2003 im Theologischen Verlag Zürich.

Dürr, Thomas; Kellerhals, Doris; Vonaesch, Pierre (Hrsg.): *Evangelische Ordensgemeinschaften in der Schweiz*, Zürich: 2003, TVZ.
Pfr. Pierre Vonaesch ist Leiter Theologie des SEK.



ca. 140 Seiten, Paperback
ISBN 3-290-17267-8
ca. € 12.80 (D)/13.20 (A)/sFr. 19.80
Auslieferung: August 2003

Wichtiger als konfessionelle Unterschiede



Ökumene – ernst genommen.
Ökumenischer Gottesdienst mit
offenem Abendmahl in der Berliner
Gethsemane-Kirche Ende Mai.

Foto: epd-bild/Neetz

Über konfessionelle Grenzen hinweg gilt die Einladung Jesu Christi zum Abendmahl – daran erinnert der Rat des SEK angesichts der Enzyklika, die Papst Johannes Paul II. in der Woche vor Ostern veröffentlichte. Der Rat würdigt die positive Beurteilung von ökumenischen Initiativen, bedauert aber, dass kaum Schritte der Öffnung zu erkennen sind.

Auf die Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia*, die Papst Johannes Paul II. am Gründonnerstag 2003 veröffentlicht hatte, reagierte der Rat des SEK mit einem Communiqué. Darin begrüßt er das Anliegen des Papstes, Grundfragen der Eucharistie und des Wesens der Kirche in persönlicher und zugleich bestimmter und verbindlicher Weise zu klären, und erkennt darüber hinaus Gemeinsamkeiten zwischen dem römisch-katholischen und dem evangelischen Verständnis. Positiv bewertet der Rat auch die affirmative Beurteilung von ökumenischen Initiativen.

Gleichwohl bedauert der Rat, dass das Lehrschreiben des Papstes die römisch-katholische Position einseitig akzentuiert und dass Schritte der Öffnung hin zu einer vertieften Einheit der Christen kaum zu erkennen seien. Nicht einverstanden erklären könne sich der Rat mit der zentralen Aussage des Lehrschreibens, dass nur eine durch das römische Weihepriestertum zelebrierte Eucharistiefeier authentisch sei. In seiner Stellungnahme ruft er darum die Grundpositionen des evangelischen Abendmahls- und Kirchenverständnisses in Erinnerung:

– Jesus Christus selbst, das Haupt der Kirche, ist es, der zum Abendmahl einlädt. Seine Einladung ist wichtiger als konfessionelle Unterschiede.

– In der Mahlfeier ist der auferstandene Christus gegenwärtig. Die Verheissung seiner Gegenwart gilt, wo Menschen in seinem Namen versammelt sind zu Lobpreis, Brotbrechen und Bitte um den Heiligen Geist.

– Die Gegenwart Jesu Christi ist nicht exklusiv an das Sakrament gebunden. Der Gekreuzigte und Auferstandene ist gegenwärtig in seinem Wort wie im Sakrament.

– Die Kirche Jesu Christi überschreitet immer die Grenzen einer einzelnen Konfession. Die Kirchen der Reformation sind ebenso Teil des Leibes Christi wie ihre Schwesternkirchen.

Angesichts der alle Kirchen bedrängenden Fragen der Gegenwart und im Blick auf das gemeinsame christliche Zeugnis vor der Welt ermutigt der Rat des SEK ausdrücklich alle Christinnen und Christen, weiterhin in ökumenischer Weise aufeinander zuzugehen und die vorhandenen Freiräume zu nutzen.

In der BULLETIN-Ausgabe 4/2003, die im Dezember erscheint, wird der SEK die hier angeführten Punkte ausführlicher darlegen.

Personelle Veränderungen im SEK

Wir verabschieden uns von



Gerda Staub
Kanzlei (pensioniert)



Françoise Favre
Übersetzerin



Ralf Pfaff
Leiter Zentrale Dienste



Corinne Schlaefli
Sekretariat Aussenbeziehungen



Muriel Beck Kadima
Menschenrechtsbeauftragte



Dinh Thanh Luong
Buchhalter

Wir begrüßen



Laurence Nicole Fehr
Assistentin des Leiters
Geschäftsstelle, Empfang



Céline Ehrwein
wissenschaftliche Mitarbeiterin
Studien



Martina Schmidt
Beauftragte für Diakonie und
soziale Fragen



Annemarie Bieri
wissenschaftliche Mitarbeiterin
Aussenbeziehungen



Christine Wetli
Sekretariat Aussenbeziehungen



Christoph Waldmeier
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Aussenbeziehungen



Daniela Tobler
Webmasterin



Valérie Schwarz
Sekretariat Diakonie



Ihr sollt ein Segen sein – ökumenischer Kirchentag in Berlin

Vom 28. Mai bis 1. Juni fand in Berlin der Deutsche Kirchentag statt. Mit 500 Teilnehmenden stellte die Schweiz die grösste ausländische Delegation. Angereist war auch der vollständige SEK-Rat. Schon das ProgrammBuch machte mit 3000 Programmpunkten auf 700 Seiten deutlich, dass der Kirchentag auf vielfältige Art und Weise erlebt werden durfte. Man konnte ihn als rein musikalisches Erlebnis geniessen, sich den aktuellen Themen bei Vorträgen und Podiumsdiskussionen eher verstandesmässig nähern oder bei Gottesdiensten stärker die spirituelle Seite betonen. Die Teilnehmenden konnten sich frauenbewusst, männerbetont, dialogbereit, jugendgerecht oder sonst altersgemäss geben.

Solch eine grosse Vielfalt kann rasch in den Verdacht der Beliebigkeit geraten. Wenn jedoch jeden Morgen in den grossen Hallen Hunderte von Menschen aus allen Altersgruppen zusammenkamen, um während einer Stunde an einer Bibelarbeit teilzunehmen, konnte von Beliebigkeit nicht die Rede sein. Die Erörterung anspruchsvoller Zeitthemen (z. B. Verantwortung der Wissenschaften, Ethik und Globalisierung), aber auch der Vortrag zeitgenössischer kirchenmusikalischer Werke stellten hohe Anforderungen an die Teilnehmenden. Als Ausgleich war es fast jederzeit möglich, herzlich irgendwo mitzusingen, sich tanzend zu bewegen oder schlicht und einfach in relativer Stille zu ruhen.

Zum ersten Mal fand an geschichts- und vereinigungsträchtigen Ort ein ökumenischer Kirchentag statt. Die Ökumene an und für sich war – abgesehen von den dieser Problematik gewidmeten Veranstaltungen – kein Themenschwerpunkt. Ökumene wurde weitgehend unverkrampft praktisch gelebt, gelegentlich sogar mit Witz und Ironie. Fast allen Besucherinnen und Besuchern des Schlussgottesdienstes war bewusst, dass das sonst übliche Abendmahl entfiel und durch den «weitergereichten» Segen ersetzt wurde. Schliesslich lautete das Leitwort: «Ihr sollt ein Segen sein!»

Peter Schmid

Aus dem

Der Rat

- ▶ dankt für die Vorbereitung der interreligiösen Feier am 5. März 2003 im Berner Münster. Die Mitarbeitenden der Geschäftsstelle haben damit eine grosse und wichtige Arbeit geleistet.
- ▶ bereitet die Vorlagen an die Sommer-Abgeordnetenversammlung in Liestal vor. Schwerpunkte bilden der neue Verteilschlüssel für die Mitgliederbeiträge und das Zusammenarbeitsmodell der Kirchen mit den Werken und Missionen. Daneben werden der Jahresbericht und die Jahresrechnung 2002 vorliegen. Eine eingereichte Motion verlangt vom Rat, dass er sich mit den arbeitsrechtlichen Fragen der Prostitution befasse. Der Rat ist gewillt, seine Möglichkeiten einzusetzen, um diese Frage auf die politische Ebene zu heben.
- ▶ sieht für die Abgeordnetenversammlung das Thema «30 Jahre Leuenberger Kirchengemeinschaft» vor. Dr. Wilhelm Hüffmeier vom Sekretariat der LKG in Berlin wird ein Referat halten «30 Jahre Leuenberger Konkordie: Die Zukunft des Protestantismus in Europa.»

Rat

- ▶ nimmt Kenntnis von personellen Veränderungen in der Geschäftsstelle:
 - im März wurde Gerda Staub (Kanzlei) pensioniert
 - Laurence Nicole Fehr ist als Assistentin des Leiters Geschäftsstelle eingetreten und hat die Verantwortung für Empfang, Telefonzentrale und Post übernommen.
 - Daniela Tobler versieht ein 40%-Pensum als Webmasterin. Sie wird die Website des SEK betreuen und elektronische Präsentationen herstellen.
 - im April endete das Arbeitsverhältnis mit Françoise Favre, die die Übersetzungen betreut hatte.
 - Ralf Pfaff verliess die Stelle als Leiter Zentrale Dienste auf Ende April 2003. Die Zentralen Dienste und die Leitung Geschäftsstelle wurden auf den 1. Mai zusammengelegt und dem Leiter Geschäftsstelle unterstellt. Neu als Beauftragten Finanzplanung, Personal, Informatik wählte der Rat den Ökonomen Christian Straumann. Er wird seine Arbeit am 1. August aufnehmen.
 - Dr. Martina Schmidt trat am 1. Februar die Stelle als Beauftragte für Diakonie und soziale Fragen an. Valérie Schwarz führt das Sekretariat.
 - Pfarrerin Annemarie Bieri trat eine Teilzeitstelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin Aussenbeziehungen an.
 - Corinne Schlaefli verlässt das Sekretariat Aussenbeziehungen Ende Juni. Ihre Stelle übernimmt Christine Wetli.
 - Ende Juni verlässt die Menschenrechtsbeauftragte, Muriel Beck Kadima, den SEK.
 - Anfangs Juli beginnt Pfarrer Christoph Waldmeier seine Arbeit als Mitarbeiter Aussenbeziehungen.
- ▶ hat in einer ganz- und einer halbtägigen Reiraite die Erfahrungen mit der Organisation 2001 der Geschäftsstelle und deren Auswirkungen auf die Arbeit des Rates diskutiert. Er beschloss, die Aufgaben, Kompetenzen und Verantwortlichkeiten der Ratsmitglieder, des Präsidenten, des Leiters Geschäftsstelle und der Abteilungsleiter zu formulieren.
- ▶ verabschiedete die Vernehmlassungsantwort zum Bundesgesetz über die Harmonisierung der Einwohnerregister. Diese wurde durch eine ökumenische Arbeitsgruppe ausgearbeitet und weist darauf hin, dass für die öffentlich-rechtlich anerkannten Kirchen die Erfassung der Religionszugehörigkeit durch die Einwohnerregister zwingend ist.
- ▶ verabschiedet die Vernehmlassungsantwort zum Bundesgesetz über die Hilfe an Opfern von Straftaten. Er unterstützt die Stossrichtung des Gesetzes.
- ▶ wählt die Delegation des SEK in die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen der Schweiz, die neu als Verein konstituiert ist.
- ▶ genehmigt das Mandat der (umbenannten) Evangelisch-jüdischen Gesprächskommission (EJKG) und wählt deren Mitglieder.
- ▶ genehmigt das Projekt «Muslime in der Schweiz». Er nimmt Kenntnis von der Tagung mit den Islambeauftragten der Mitgliedkirchen und begrüsst die Weiterarbeit. Einen Schwerpunkt soll die theologische Reflexion bilden.
- ▶ nimmt Kenntnis vom Ergebnis der Tagung des Rates zum Missionsverständnis. Diese Tagung fand im Vorfeld der Gespräche mit den Missionswerken an der geplanten «table ronde» statt.
- ▶ unterstützt im Rahmen der Dekade zur Überwindung der Gewalt das Projekt für eine Verlautbarung zur häuslichen Gewalt durch die drei Landeskirchen.

*Theo Schaad,
Leiter Geschäftsstelle*

«Raus aus dem inneren Kreis der Kirche hin zu den Menschen»

Er war kirchlicher Sozialarbeiter und Religionslehrer, SP-Politiker und Gewerkschafter, Leiter der Erziehungs- und Kulturdirektion und Regierungsrat. Seit Januar 2003 ist Peter Schmid nun Ratsmitglied des SEK.

Bulletin: Herr Schmid, Ihre bisherige Laufbahn nimmt sich recht bunt aus. Gibt es ein verbindendes Element zwischen Ihren politischen und theologischen Tätigkeiten?

Peter Schmid: Interessiert hat mich immer die gesellschaftliche Relevanz der Theologie. Mein eigenes religiöses Verständnis ist nie einfach streng meditativ nach innen gekehrt gewesen, sondern im Mittelpunkt stand immer die konkrete Frage: Was bedeutet das nun alles für die Menschen, für das Zusammenleben der Menschen? Und sobald es um das Zusammenleben geht, ist letztlich der Bogen zur Politik geschlagen.

Sie haben sich erst auf dem zweiten Bildungsweg zum Religionspädagogen ausbilden lassen. Wie kam es dazu?

Eigentlich ist ein Buch Konrad Farners dafür verantwortlich, dass mich die Religionspädagogik zu interessieren begann: *Die Theologie des Kommunismus*. Als ich in den siebziger Jahren dieses Buch las, war es insofern ein «Aha-Erlebnis» für mich, als es eben genau die politische und gesellschaftliche Relevanz von christlichen Überlegungen ansprach, die mich interessierte.

Was würden Sie als die drängenden gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit bezeichnen? Und welche Rolle kann dabei die Religion spielen?

In Bezug auf Westeuropa sehe ich, dass wir in einem unglaublichen Individualismus gelandet sind. Dies birgt durchaus positive Seiten in sich. Eine negative Seite jedoch ist, dass Werte verloren gehen, alles wird plötzlich «gleich

gültig», damit aber auch gleichgültig und letztlich ein bisschen beliebig. Und vor diesem Hintergrund glaube ich, dass der Wunsch nach Orientierung, nach möglichen – auch gesellschaftspolitischen – Lebensentwürfen an Bedeutung gewinnen wird. Da ist es eine spannende Herausforderung zu überlegen: Was heisst eigentlich in diesem Zusammenhang evangelisch-reformiertes Leben? Und was könnte von hier aus zu drängenden gesellschaftlichen Fragen zu sagen sein?

Verantwortung, Gnade, Visionen

Wenn Sie das, was christlicher Glaube für Sie bedeutet, in drei Stichworten zusammenfassen müssten – welche fielen Ihnen da ein?

Zwei wesentliche Stichworte wären für mich Verantwortung und Gnade. Ich glaube zutiefst, dass wir für den Ort, an dem wir leben, Verantwortung übernehmen müssen. Daneben gibt es aber in unserem Leben immer auch die Gnade, die man aus den biblischen Texten herausspüren kann. So gesehen, ist das ein wenig dialektisch: Verantwortung übernehmen und Gnade erfahren – ergänzt sich das, widerspricht sich das, sind das polare Begriffe? Der dritte Punkt ist der Reich-Gottes-Gedanke in dem Sinne, dass ich mir die Welt zutiefst auch anders vorstellen kann, als sie jetzt ist. Ich glaube, dass eine andere Welt möglich wäre, aber real, hier, nicht im transzendenten Sinn. Das empfinde ich ebenso als ganz grosse Kraft wie als elementare Herausforderung an uns.

Dem Handeln die Vorstellung einer konkreten Utopie zugrunde zu legen – steckt darin nicht auch immer die Gefahr einer repressiven Umsetzung der Utopie, insbesondere dann, wenn sie in ein politisches Programm eingebettet wird?



Foto: zvg

«Ich glaube zutiefst, dass wir für den Ort, an dem wir leben, Verantwortung übernehmen müssen.»
Peter Schmid, 52, SEK-Ratsmitglied.

Das sehe ich ganz ähnlich wie Sie. In vielen Vorträgen habe ich darauf hingewiesen, dass für mich eine konkrete Vision immer nur die glasklare Vorstellung vom nächsten Schritt ist. Die Langzeitdimension einer Vision findet doch sehr oft auf der Meta-Ebene statt, aber der nächste Schritt, der ist real, der muss klar sein. Es braucht eben beides; eine eher etwas unbestimmte Vorstellung vom Heil, vom Endziel der Gesellschaft und gleichzeitig eine Konzentration auf den nächsten Schritt.

Welches historische Ereignis hatte für Sie besondere Wichtigkeit?

Für mich war besonders eindrücklich der Aufstand von 1956 in Ungarn. Obwohl ich da erst ein fünfjähriger Bub war, ist mir das sehr stark in Erinnerung geblieben. Ich sehe noch vor mir, wie ich zu Hause mit den Eltern in der Küche um das Radio sass und wir gespannt den Ereignissen lauschten. Vielleicht war das grosse Interesse, das in meinem Elternhaus politischen Fragen entgegengebracht worden ist, auch dafür verantwortlich, dass ich Berufspolitiker geworden bin.

Gibt es – neben Konrad Farner – eine theologische Persönlichkeit, die für Ihr Denken besonders wichtig wurde?

Dorothee Sölle. Ich hatte das grosse Glück, sie persönlich einige Male zu treffen. Und ich habe wahrscheinlich alles von ihr gelesen. Besonders hat mich bei ihr immer beeindruckt, dass sie die Fähigkeit besass, verschiedene Dimensionen von Theologie durchzudenken. Sie hat sich zeitlebens eine geistige Beweglichkeit bewahrt, die mich sehr faszinierte. Das konnte man auch nach ihrem Tod sehen: Ihr Wirken in einem Nachruf auf nur einen Punkt zu reduzie-

ren, ist fast nicht möglich. Zudem hat mich die Verbindung von Theologie und Literatur, wie sie sie betrieb, gereizt. Weil das zwei Bereiche sind, die für mich immer wichtig gewesen sind – ich bin ein sehr literaturinteressierter Mensch.

Apropos: Können Sie eine literarische Figur nennen, die bleibenden Eindruck auf Sie gemacht hat?

Da denke ich an eine Figur von Walter Kempowski: der Lehrer Böckelmann. Dieser Böckelmann ist ein Lehrer, der ganz stark von seiner Person her – seltsam unmodern, ziemlich unberührt von pädagogisch-didaktischen Kniffen, sehr echt und direkt – unterrichtet.

Ähneln Sie selbst dem Lehrer Böckelmann?

In einem gewissen Masse wohl schon. Ich habe meine schrecklich unmodernen Seiten, die ich sehr liebevoll pflege.

«Ich habe unmoderne Seiten...»

Anfang Jahr hat Ihre Tätigkeit im Rat des SEK begonnen. Haben Sie bestimmte Pläne, was Sie beim SEK verändern oder erreichen möchten?

Ich beginne erst allmählich, meine Fühler auszustrecken abzutasten, zuzuhören. Aber ein grosses Anliegen steht für mich schon jetzt im Vordergrund – die Frage: Wie, mit welchen Mitteln, mit welchen Sprachregelungen finden wir Ton und Inhalt für die heutigen Menschen? Wir müssen raus aus dem inneren Kreis der Kirchen, hin zu den Menschen.

Sommer-Abgeordneten- versammlung in Liestal

Vom 15. bis 17. Juni tagten in Liestal die Delegierten des SEK. Themen waren unter anderem das neue Zusammenarbeitsmodell zwischen Kirchen, Hilfswerken und Missionen, die Anpassung des Schlüssels für Mitgliederbeiträge, eine Motion betreffend gerechterer Arbeitsverhältnisse Prostituiierter in der Schweiz sowie das 30jährige Bestehen der Leuenberger Konkordie.

Ein wichtiges Traktandum war der Vorschlag des Rates SEK für ein neues Zusammenarbeitsmodell zwischen den Kirchen, den Hilfswerken und Missionen. Auf Antrag der Abgeordnetenversammlung wird die Zusammenarbeit in Zukunft nicht länger über die einzelnen Mitgliedkirchen, sondern über den SEK laufen. Die Vereine Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (HEKS) und Brot für alle (BFA) werden in Stiftungen umgewandelt. Die Abgeordnetenversammlung und der Rat SEK werden Organe dieser Stiftungen, der Rat nimmt mit einer Vertretung Einsitz in dem Stiftungsrat. Die Missionsgesellschaften Département Missionnaire (DM) und Mission 21 werden ihrerseits zwei Mal jährlich mit dem Rat SEK zu einer «table ronde» zusammenkommen. Während das neue Zusammenarbeitsmodell die deutliche Zustimmung der Abgeordnetenver-

sammlung erhielt, wurde eine Neuveranschlagung der daraus entstehenden Mehrkosten verlangt. Geplant ist, dass der revidierte Antrag den Abgeordneten bei der Herbst-Versammlung noch einmal zur Abstimmung vorgelegt wird.

Die Anpassung des Schlüssels für die Mitgliederbeiträge stand als weiteres Traktandum zur Abstimmung. Statt der bis anhin gültigen Kriterien Mitgliederzahl, Steuerkraft und Einnahmen der Mitgliedkirchen orientiert sich der SEK nun an den Faktoren Mitgliederzahl, AHV-pflichtige Lohnsumme und Finanzkraft der Kantone. Davon verspricht er sich eine gerechtere Beitragspolitik, die insbesondere finanzschwache Kirchen entlastet. Mit klarer Mehrheit stimmten die Abgeordneten für eine Annahme der Änderung des Beitragsschlüssels.

Die Motion von Helmut Conzetti-Weise (Frauenkonferenz) betreffend gerechterer Arbeitsverhältnisse für Prostituierte wurde in ein Postulat umgewandelt. Dem Rat des SEK obliegt es nun, einen Bericht über die Arbeitssituation der in der Schweiz arbeitenden Prostituierten zu verfassen, in dem abgeklärt wird, inwiefern die Anerkennung der Prostitution als Beruf die Situation der betroffenen Personen verbessern würde. Der Rat des SEK wird sich für die Umsetzung auf der politischen Ebene einsetzen.

Anlässlich des dreissigsten Jahrestages der «Leuenberger Konkordie» zog Wilhelm Hüffmeier, langjähriger Sekretär der Leuenberger Kirchengemeinschaft, in einem Referat auf der Abgeordnetenversammlung positive Bilanz. Auch Thomas Wipf verwies in seinem *Wort des Ratspräsidenten* auf die eminente Bedeutung der Leuenberger Kirchengemeinschaft, die er auch und gerade für die Zukunft des europäischen Protestantismus herausstellte. Von hoher Aktualität war zudem das vom Ratspräsidenten angeschnittene Thema der Ökumene: Entgegen der päpstlichen Enzyklika vom Gründonnerstag hielt Thomas Wipf an der grundsätzlichen Möglichkeit der gemeinsamen Eucharistiefeier fest und regte zu einem vertieften Nachdenken über die Ökumene an.



Foto: refbild/Müller

v.l.n.r.: Silvia Pfeiffer (SH, Rat SEK), Martin Edlin (SH), Markus Christ (BL) beim Apéro auf dem Leuenberg.

Open Forum Davos 2004

Aufgrund des positiven Echos auf die Veranstaltungen des OPEN FORUM DAVOS während des World Economic Forum (WEF) 2003 wird diese Diskussionsrunde auch im nächsten Jahr stattfinden. Der SEK und Brot für alle (BFA) übernehmen die Federführung für das nächstjährige Programm.

Neu ist für 2004 vorgesehen, insbesondere Betroffene der Globalisierung

zu Wort kommen zu lassen und Kontakte zum Weltsozialforum (nächstes Jahr in Bombay) herzustellen.

Mehr noch als im Jahr zuvor möchte das OPEN FORUM DAVOS damit die Möglichkeit zur offenen Diskussion konträrer Positionen zum Globalisierungsprozess bieten.

Insgesamt sieben Organisationen aus dem kirchlichen, dem Nicht-Regierungs- und dem Non-Profit-Bereich werden die Veranstaltung

durchführen: Wie 2003 sind dies der SEK, BFA, die International Federation Terre des Hommes, das Schweizerische Rote Kreuz, swisspeace – Schweizerische Friedensstiftung, die Max Havelaar-Stiftung (Schweiz) und die Gesellschaft Schweiz-UNO.

SEK und BFA haben nach Rücksprache mit den Ko-Organisatoren die Federführung für das nächstjährige Programm übernommen und bilden zusammen mit dem WEF die Trägerschaft.

Lobbying ist lernbar

Mit dem Thema Lobbying hatte sich die 7. Frauenkonferenz, die am 29. März in der Berner Paulusgemeinde tagte, ein aktuelles Thema ausgesucht. Zita Küng, seit langem aktiv in der Frauenpolitik, erläuterte Wege zur erfolgreichen Realisierung frauenspezifischer Projekte. Weitere Themen waren die Arbeitssituation legal arbeitender Prostituierter sowie die professionelle Beratung bei Fehlgeburten.

Mit einem positiven Votum wurde die Untersuchung «Wie familien- und frauenfreundlich sind unsere Kirchen?» einer weiteren Ausarbeitung übergeben. Die Analyse soll in den Mitgliedkirchen und der Geschäftsstelle des SEK auf freiwilliger Basis durchgeführt werden. Ziel ist es, Zahlen und Verhältnisse sichtbar zu machen, positive Entwicklungen zu würdigen sowie Beratung und Hilfe-

stellung zur Verbesserung bestehender Strukturen zu bieten.

Ebenfalls ein positives Votum erhielt das Vorhaben von Irene Gysel (ZH), einen Bericht über die Arbeitssituation legal arbeitender Prostituierter zu erstellen und sich auf diesem Wege für die Verbesserung der oftmals bedrückenden Arbeitsbedingungen einzusetzen. Die Frauenkonferenz hat in der Zwischenzeit an der Sommer-Abgeordnetenversammlung des SEK den Antrag auf Unterstützung des Projekts gestellt (s. S. 20).

Vom Verein zur Förderung einer professionellen Beratung bei Fehlgeburten und perinatalem Kindstod waren Elisabeth Wenk und Detlef Hecking erschienen. Gemeinsam mit Clara Moser von der Frauenkonferenz planen sie die Erstellung einer Broschüre, die sich mit dem nach wie vor tabuisierten Thema der Totgeburt und des Säuglingstodes beschäftigt. Zielgrup-

pe der auf Sommer/Herbst 2003 geplanten Broschüre sind PfarrerInnen und SeelsorgerInnen beider Konfessionen, die praktische Informationen zum Thema aber auch Anregungen für Gottesdienste und Rituale erhalten sollen. Der Verein hofft auf eine engere Zusammenarbeit mit der Frauenkonferenz und den Kirchen.

Flurinda Raschèr (Präsidentin), Roswitha Ebner (Vize-Präsidentin), Anna Hecken (administrative Mitarbeiterin) und Bettina Beer (Mitglied des Ausschusses) wurden verabschiedet. Als neue Mitglieder des Ausschusses der Frauenkonferenz kamen Eva Putsch (NE) und Neisa Vital (Engadin) hinzu. Das Co-Präsidium besetzen neu Sabine Scheuter und Ria van Beek.

Diakoniekonferenz SEK

Am 6. Mai tagte im Dreifaltigkeitszentrum in Bern die nationale Diakoniekonferenz. Thema der Konferenz, an der rund vierzig Delegierte und Gäste aus der ganzen Schweiz teilnahmen, war die Frage «Ausgrenzung – was heisst das?»

Ausgrenzung ist nicht gleich Ausgrenzung – dies wurde deutlich angesichts der Berner Tagung, die sich dem Thema widmete. Faktoren, die die Ausgrenzung fördern, finden sich nach Ansicht Monika Stockers, Stadträtin und Vorsteherin des Sozialdepartementes der Stadt Zürich, in besonderer Weise in städtischen Zusammenhängen. Städte, so führte sie in ihrem Referat aus, seien für Menschen mit sozialen Problemen ein Anziehungspunkt und das Gemein-

wesen sei in der Stadt weniger stabil. Für Monika Stocker ergibt sich daraus die Forderung: In einer Stadt wie Zürich ist mehr Gemeinschaft nötig. Während die Menschen vonseiten des Staates ressourcenorientierte Hilfen für die Bewältigung ihrer alltäglichen Herausforderungen erhalten sollten, könnten die Kirchen daneben als soziale Gemeinschaften tätig werden.

Hermann Weyeneth, Nationalrat, trug in seinem Vortrag zum Thema Ausgrenzung die Aspekte aus ländlicher Sicht vor. Er führte aus, dass die Bevölkerung der Schweiz eine urbane Gesellschaft sei. Die ländliche Idylle werde heute nur noch zelebriert. Im Grunde gelte sie als Beweis der Rückständigkeit. Wer sich der städtischen Lebensweise zu entziehen versuche,

werde oftmals belächelt oder sogar ausgegrenzt.

Aus kirchlicher Sicht beleuchtete Thomas Wipf, Ratspräsident des SEK, das Thema der Ausgrenzung. Die Grundwerte des menschlichen Zusammenlebens seien verbunden mit der biblischen Vision einer solidarischen Gemeinschaft. In seinen Ausführungen sprach Thomas Wipf auch vom Wort der Kirchen *Miteinander in die Zukunft*, wo viele Aspekte des Themas Ausgrenzung zur Sprache kämen. Nach wie vor werde indes auch in den Kirchen zu wenig über die Problematik diskutiert; hier sah er Handlungsbedarf.

«So einfach zu werden, ist schwer»

Mit 29 Jahren ist Schwester Minke von Holland in die Schweiz gekommen und in die Ordensgemeinschaft Grandchamp in Areuse eingetreten. Heute ist sie 74 Jahre alt und sagt, sie würde es immer wieder tun.

Wer in unsere Ordensgemeinschaft eintritt, muss die Regel akzeptieren. Sie hält fest, dass ich mich ganz Gott hingebe und mit der Gemeinschaft zusammen Gott bezeuge. Und dass ich bereit bin, in Armut zu leben – wobei: Armut! – wir sind ja überhaupt nicht arm, aber wir versuchen doch, einen einfachen Lebensstil zu pflegen. Das Loslassenkönnen und Teilkönnen, mit den anderen, ist von grosser Bedeutung. Und dabei geht es nicht nur um materielle, sondern auch um geistige Güter. Die Ordensregel lädt mich ausserdem ein, die Ehelosigkeit in Keuschheit zu leben. Der Gehorsam, in Liebe und Freiheit gelebt, ist die Voraussetzung für das Leben in der Gemeinschaft. Wir haben das Zusammensein

gewählt. Und da gibt es eben eine, die in der Mitte ist, im

Wir haben das Zusammensein gewählt.

Herzen, die Priorin, und deren wichtigste Aufgabe es ist, die Einheit unter uns herzustellen und dafür zu sorgen, dass wir aufeinander zugehen. Der Dialog ist dabei sehr wichtig. Dem anderen sein Herz öffnen, darum geht es, und dies immer zur Ehre Gottes, denn Gott ist am Anfang und am Ende und immer.

Gewöhnlich stehe ich um halb sechs auf. Der Tag beginnt mit einer Stillezeit mit dem Evangelium, ich gehe dann öfters an den See. Um sechs Uhr zwanzig gibt es Frühstück und um sieben Uhr fünfzehn ist das gemeinsame Gebet, in unserer Kapelle, der Arche, so nennen wir sie, weil sie aussieht wie ein Schiff. Danach gibt es von zehn vor acht bis viertel vor neun wieder eine Stillezeit, eine lectio, das Lesen der Bibel. Um viertel vor neun haben wir eine Zusammenkunft, wo wir ein Stück aus der Regel hören. Und dann gilt es, Dinge zu planen, Arbeiten aufzuteilen – der Garten, die Wäscherei, die Werkstätten, die Küche, das Putzen, das Sekretariat, all dies machen wir ja selbst. Ausserdem müssen die Gäste empfangen werden.

Ich war dreissig Jahre lang Priorin gewesen. Jetzt erledige ich die Korrespondenz mit unseren Freunden in aller Welt. Manchmal schreibe ich Artikel oder ich bereite mich auf eine Re traite vor. Vor kurzem habe ich zudem angefangen, die Geschichte des Ordens aufzuschreiben. Da ich ja schon Ende der fünfziger Jahre hier war, weiss ich, wie es damals war. Um viertel nach zwölf ist das Mittagsgebet und direkt danach das Mittagessen. Um drei fängt die Arbeit wieder an. Meist besprechen wir dann die in den nächsten Tagen und Wochen anstehenden Aufgaben der Ordensgemeinschaft. Wir sind natürlich nie alle ganz einer Meinung, doch wir streben immer nach einem Konsens. Häufig begleite ich nachmittags die Gäste, die von nah und fern zu uns kommen.

Manchmal gibt es auch unter uns Schwestern Antipathien – doch das ist oft nur der erste Eindruck. Es muss

darum gehen, wie der Mensch wirklich ist, mit seinen tiefen Nöten und Freuden. Das zu erfahren, ist ein langer Weg. Auch für den Menschen selbst. Es ist sehr wichtig für unser gemeinsames Leben, dass wir lernen, mit unserer Verschiedenheit umzugehen. Und wirklich – wir sind sehr verschieden! Alleine schon, weil wir eine internationale Gemeinschaft sind. Wenn die Holländerin zum Beispiel einen Spass macht, denkt die Deutsche: Ist die grob! Oder die Französin, die sehr schnell ist, und die Schweizerin, die kaum hinterher kommt. Man muss sehr vieles lernen, auch dass man einen anderen Rhythmus hat. Wir sind nicht immer liebevoll miteinander, wirklich nicht – wenn wir müde sind, oder es alles zuviel war, dann kann es schon mal vorkommen, dass man gereizt ist, gerade ich, aber wir können immer vergeben, und einander wieder finden im gemeinsamen Gebet, denn hinter allem steht dieses Verlangen nach Gott, nach Einheit und danach, mit den anderen wirklich zu leben. Dafür ist die Gabe der Vergebung sehr wichtig – und anders hat es auch überhaupt keinen Sinn, hier zu sein.



Foto: reifbild/Müller

Für alle, die Ruhe suchen, innehalten, die Gemeinschaft erleben und Gott wieder finden wollen, steht sie offen: die Communauté Grandchamp in Areuse bei Neuchâtel.

Um halb sieben gibt es das Abendgebet und dann die Mahlzeit. Nach dem Nachtgebet um halb neun zieht man sich zurück. Es gibt Schwestern, die dann sofort schlafen gehen. Ich selbst lege mich so um zehn, viertel nach zehn hin. Aber es kommt auch vor, dass es später wird.

Montag ist unser «Wüstentag». Die Gäste sind oft am Wochenende da und am Montag haben wir Raum für uns selber, bis vier Uhr. «Wüstentag» heisst dieser Tag, weil er so leer ist wie die Wüste, die als Symbol für den Rückzug steht, das Alleinsein mit Gott. Wir sind keine eigentlich «gemeinnützige» Ordensgemeinschaft wie die Diakonissinnen. Im Mittelpunkt steht bei uns das Gebet und das gemeinsame Leben in der Kirche für die Welt – der lange Weg des Reifens, die Entwicklung aufeinander zu und auf Gott hin, das braucht alles Zeit. Und es ist heute so wichtig, dass es solche Orte gibt. Wo man für allerlei hinkommt: Um einige Tage in der Stille zu sein, Gott wieder zu finden, in einer schwierigen Situation einen Ausweg zu erkennen, um sich wieder aufzurichten. Natürlich stehen uns manche Gruppen nahe – zum Beispiel die Friedensbewegung, die unserer ganz grundsätzlichen Gewaltlosigkeit entspricht. Aber wir können uns nicht auf eine Sache reduzieren, denn das Wichtigste ist wirklich das Suchen nach Gott, das Kontemplative. Auf dass unser Leben zur Ehre Gottes sei, ein Zeichen seiner Liebe in der Welt.

Als Priorin bin ich sehr viel zu unseren Ordensschwestern gereist, fast überall war ich einige Zeit, zuerst in Israel für sechs Wochen, dann in Frankreich, in Algerien, auch im Sonnenhof im Baselland. Am liebsten war ich eigentlich immer in Israel, letztes Jahr war ich wieder dort, unter den Friedenspilgern. Und jetzt hatte ich vor einigen Wochen das grosse Privileg, nach Auschwitz zu reisen, mit einer Gruppe von Moslems, Christen und Juden, 300 sind aus Israel

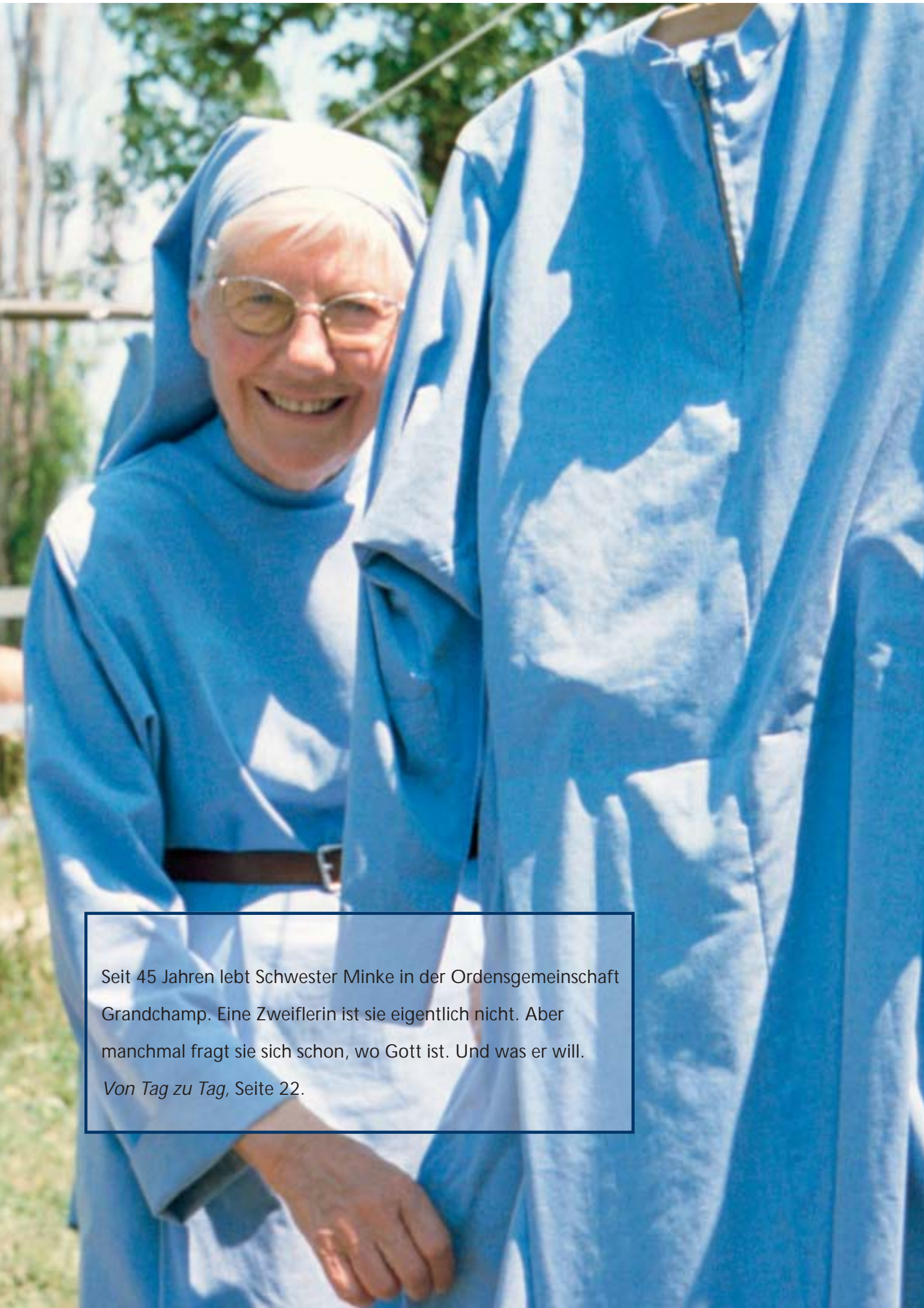
gekommen, 200 aus Paris. Das war von grosser Bedeutung – denn heute geht es nicht nur um die Einheit der Christen, sondern auch um die Offenheit gegenüber den anderen Religionen. Die monotheistischen Religionen, so ist unsere Überzeugung, müssen einander finden, miteinander auskommen – das ist sehr wichtig, aber schwierig. Und da, in Auschwitz, ist das geschehen. Es war eine Initiative von einem katholischen Priester aus Nazareth, einem israelischen Araber. Ich bin zurückgekommen aus Auschwitz, am Abend des Himmelfahrtfestes, und ich fand es wunderbar, dass Himmelfahrt war. Aber dann all diese entsetzlichen Bilder, die ich noch im Kopf hatte – wo war sie, wo ist sie, habe ich mich da gefragt, die Herrlichkeit Gottes.

Ich habe es nie bereut, in die Ordensgemeinschaft eingetreten zu sein. Und ich würde es heute auf jeden Fall wieder tun. Es ist immer wieder aufs Neue eine Entscheidung, ja zu sagen, zu Gott, zur Gemein-

Wo war Gott? Was will er?

schaft, ja auch zu den Selbstbeschränkungen. Ich bin keine Zweiflerin, aber natürlich gibt es manchmal schon Zweifel. Zum Beispiel jetzt nach Auschwitz. Ich kann noch kaum darüber reden. Ich werde drei Wochen in der Stille sein, im Engadin. Da wird ein Ringen sein, wo war Gott, und was will er? Und wie kann ich immer mehr diesen Gott entdecken, der sich entäussert hat? Ich glaube, Gott hat sich in Jesus, in der Inkarnation, so klein und niedrig und demütig gemacht. Wie ist das in meinem Leben? Sich selbst immer bescheidener, auch friedlicher werden zu lassen – und gleichzeitig den eigenen Charakter beizubehalten, das ist Entäussierung. Das ist ein grosses Wort. So einfach zu werden, ist schwer.

Das Gespräch führte Annette Mingels.



Seit 45 Jahren lebt Schwester Minke in der Ordensgemeinschaft Grandchamp. Eine Zweiflerin ist sie eigentlich nicht. Aber manchmal fragt sie sich schon, wo Gott ist. Und was er will.

Von Tag zu Tag, Seite 22.